

Sex, Lügen und ein alter Computer

Erzählungen Alejandro Zambra führt ein „Ferngespräch“ mit der Erinnerung. Von Stefan Kister

Vielleicht ist die Erinnerung so etwas wie eine Festplatte. Unser Persönlichstes wäre dann im Ordner „Eigene Dokumente“ gespeichert. Der chilenische Autor Alejandro Zambra klickt sich in den elf Erzählungen seines Bandes „Ferngespräch“ – der im spanischen Original „Mis Documentos“, eigene Dokumente, heißt – durch Aufzeichnungen, in denen unterschiedliche Lebensmomente gespeichert sind. Man begegnet jungen und nicht mehr ganz jungen Männern, die sich zwischen Gelegenheitsjobs, literarischen Ambitionen, sexuellen Obsessionen und der Liebe zum Fußball durchmogeln. Eigentlich passiert nicht viel, das aber wird zum Ereignis: Mal gewöhnt sich der Protagonist das Rauchen ab, mal zieht er in ein fremdes Leben ein, mal jobbt er nachts in einem Callcenter, tags als Dozent in der Berufsschule – und alles vermischt sich zu merkwürdigen Tag-und-Nacht-Träumen, die das Dasein einer Generation umwälzen, die unter Pinochet aufwuchs und im Übergang zur Demokratie erwachsen wurde.

Diese Erzählungen lesen sich frisch, geradlinig und unmittelbar, führen aber gleichzeitig zwischen den Zeilen einen Kommentar zu der medientheoretischen These mit sich, nach der unsere innersten Erlebnisse und Erinnerungen von den äußeren Bedingungen der Aufschreibesysteme formiert werden, in denen wir über sie verfügen. So stehen im Mittelpunkt nicht nur Figuren, die man als Abspaltungen des Ichs im Ordner „Eigene Dokumente“ begreifen kann, nicht nur Gauner, Frauen, Katzen und andere Tiere, sondern auch Computer und das Aufschreibesystem der Erzählung selbst. „Mein Vater war ein Computer, meine Mutter eine Schreibmaschine“, heißt es gleich zu Beginn. Das erste Notebook hat im Zentrum der Tastatur einen kleinen roten Ball, „die Informatiker nannten ihn ‚Klitoris‘“. In den „Erinnerungen eines Personal Computers“ kreist das Triebleben eines Paares komplett um eine aus heutiger Sicht fossile Datenverarbeitungskiste: Die Liebesgeschichte löst sich in der Mediengeschichte auf.

Zur Eigenart dieser Erzählungen gehören auch Effekte eines Diktiergeräts. Zambra Skizzen halten den Sound einer postdiktatorischen Gesellschaft fest, in welcher der Name Pinochet düster nachhallt und sich mit der Melancholie der Gegenwart mischt: „In der Nacht hörte man von Ferne zwei Autos zusammenstoßen und aus der Nähe die Echos der Nachbarn, die stritten oder redeten oder vielleicht einen Dialog ausprobierten, bei dem gestritten oder geredet wurde.“ Was tatsächlich geschieht, bleibt in der Schwebe. In seiner Heimat gilt Zambra als würdiger Nachfolger des 2003 verstorbenen Roberto Bolaño. Vermutlich hätte Zambra aber auch nichts dagegen, mit dem chilenischen Mittelstürmer Chupete Suazo verglichen zu werden: Der, so heißt es, sehe fett und langsam aus, sei aber in Wirklichkeit das Gegenteil davon.

Alejandro Zambra: Ferngespräch. Stories. Aus dem Spanischen von Susanne Lange. Suhrkamp Verlag, Berlin. 237 Seiten, 22 Euro.

Männer mit geschweller Brust

Liebe Doris Knecht weiß „Alles über Beziehungen“. Aus bekannten Zutaten bereitet sie ein Gericht mit neuen Geschmacksnuancen. Von Rainer Moritz



Der Protagonist von Doris Knechts Roman ist ein Gefangener seiner Triebe.

Foto: zsv3207/Adobe Stock

Das mit dem Sex ist keine einfache Sache. Und wenn man das Glück hat, nicht in Kriegs- und Armutsregionen dieser Welt zu leben, und ein saturiertes Großstadtdasein fristet, kommt man meist nicht umhin, gelegentlich über Sex nachzudenken. „Reiche, weiße Menschen haben auch Probleme“, lautet folglich der Auftakt in Doris Knechts neuem Roman, dessen charmanter Titel so tut, als läge ein alle Fragen klärender Beziehungsratgeber vor uns.

Mit reichen, weißen (Wiener) Menschen kennt sich die kampferprobte Kolumnistin Doris Knecht aus. „Alles über Beziehungen“ präsentiert einen Reigen von Paaren mittleren Alters, die sich im Geflecht von Kindern, Job und Partnerschaft durchzuschlagen versuchen, Alkohol und Partydrogen konsumieren, Affären haben und darüber mitunter weitschweifige Überlegungen anstellen. Hauptakteur in diesem Bäumchen-wechsel-dich-Spiel ist Viktor, ein Kulturmanager, der seinen fünfzigsten Geburtstag mit Schrecken nahen sieht und über keine außergewöhnlichen körperlichen oder intellektuellen Attraktionen verfügt.

Als versierter Kulturverwalter weiß Viktor, wie sich Aufsehen erregen lässt. Sein eigentliches Interesse gilt jedoch selten seinem Beruf, denn Viktor füllt seinen Tag vor allem damit aus, seiner Sexsucht nachzugehen. Fünf Töchter hat er bereits gezeugt, drei davon mit seiner aktuellen Beziehung, der tschechischen Biertrinkerin Magda. Mit großem Geschick verwaltet Viktor sein opulentes Liebesleben, sprintet mit dem Fahrrad von Date zu Date und gibt der ahnungslosen Magda das Gefühl, nur Augen für sie zu haben. Ohne die Beherrschung aller sozialen Medien und Nach-

richtendienste wäre Viktors Affärenverwaltung nicht zu leisten. Sein Leben ist folglich damit angefüllt, pausenlos E-Mails und SMS zu verschicken und pausenlos auf die Antworten seiner Partnerinnen zu warten. So redet sich Viktor seine moralischen Defizite schön, sieht sich als „Gefangener seiner Triebe“ und als treuen Mann, da er den Begriff der Liebe ja ausschließlich für Magda reserviert. Dass sein Verhalten als sexstüchtig bezeichnet werden könnte, räumt Viktor umstandslos ein – mit der Einschränkung, dass er das schickere Attribut „hypersexuell“ bevorzugt, da das nach „moderner Kulturtechnik“ klinge.

Doris Knechts Roman versammelt – so scheint es auf den ersten Blick – eine Fülle an Stoff, den man aus Frauenromanen und Frauenmagazinen bestens zu kennen glaubt. Die Mühen der Alltagsebenen breiten sich aus, Visionen gibt es nicht mehr, stattdessen die handelsüblichen Dialoge über Kindererziehung, Ernährungsfragen und Urlaubsziele. Das Verblüffende an „Alles über Beziehungen“ liegt darin, dass die versierte Köchin Knecht sich zwar in der Speisekammer dieser sattsam vertrauten Zutaten bedient, doch daraus ein bekömmliches Gericht zubereitet, das mit erfreulichen, unbekanntem Geschmacksnuancen aufwartet.

Zu tun hat das vor allem mit Knechts Geschick, Dialoge auf den Punkt zu bringen, Erzählstränge überzeugend zusammenzubinden und aus Viktor keinen bloßen Unmenschen und aus den Frauen keine betrogenen Heiligen zu machen. So nimmt sie selbst jene Hürden, die erfahrungsgemäß die Darstellung von Sex bereitet, und würzt alle Orgasmen mit aparter

Ironie. Da bläst, in Viktors unverhohlener Machosicht, eine Schauspielerin auf der Damentoilette „sehr ansprechend“, und da gelangt die erfolgreiche Anwältin Helen zum Höhepunkt „mit einem gurgelnden Geräusch, das klang wie ein beidhändiger Akkord auf einer Bontempi-Orgel“.

Frauen wissen in Doris Knechts Roman meist genau, was sie von ihren egozentrischen Kurzzeitlovern zu halten haben. Ohne sich mit feministischen Grundsatzdiskussionen aufzuhalten, kann die orgelnde Helen präzise unterscheiden: „Man ließ die Männer, mit denen man nicht lebte, von sich selber schwärmen, tätschelte ihnen über die geschwellte Brust, lutschte ihren Erobererschwanz, lobte sie, baute sie auf.“

Die Darstellungen von Sex sind mit aparter Ironie gewürzt.

Dann ging man heim und nahm die Männer, mit denen man lebte, auseinander.“ Mit Sentenzen dieser Art garniert Doris Knecht ihren rasant unterhaltsamen Roman über einen Mann, der sich für unantastbar hält. Doch natürlich reißt das Netz der Vertuschungen irgendwann, und Wiens Mittelklasse-Don-Juan gerät ins Straucheln. Wie es Doris Knecht in den Schlussteilen, wenn Magda an ihrem Unglück zu zerbrechen droht und Viktor den tiefsten Zerknirschten gibt, gelingt, ihrem Beziehungsroman einen anrührenden Ernst zu verleihen, gehört zu den feinen Überraschungen dieses Buches. Wie ernst es Viktor mit seiner Selbstgefälligkeit ist, das entscheidet sich quasi im allerletzten Satz, in einer prächtig sitzenden Pointe à la Doris Knecht. Und sicher bleibt auch dann: Das mit dem Sex ist keine einfache Sache.

Doris Knecht: Alles über Beziehungen. Roman. Rowohlt Berlin. 288 Seiten, 22,95 Euro.

Versuch einer unmöglichen Versöhnung

Orthodoxie Deborah Feldman erzählt vom Traum, ein freies Leben zu führen. Von Fokke Joel

„Überbitten“ heißt das neue Buch von Deborah Feldman. Es ist ein altes, ungebräuchliches Wort, das aber als jiddisches „iberbeten“ bei den chassidischen Satmarer Juden, unter denen die Autorin aufgewachsen ist, noch heute im Gebrauch ist. Vergeben sich die Menschen ihre Sünden untereinander, so glauben die Mitglieder der im New Yorker Stadtteil Williamsburg lebende Gemeinschaft, dann vergibt auch Gott dem Menschen seine Sünden. Die Satmarer Juden gehen deswegen zu denen, von denen sie meinen, dass sie gegen sie gesündigt haben und „iberbeten“ sie. Und sie wissen, dass die anderen dann zum Vergeben verpflichtet sind.

Frauenfeindliche Sekte

„Überbitten“ ist also ein Begriff der Versöhnung, auch dann, wenn Versöhnung unmöglich erscheint. Für Deborah Feldman ist es der Versuch der Versöhnung mit ihrer Vergangenheit unter den Satmarer Juden, aus deren abgeriegelter Welt sie im Alter von 23 Jahren geflohen ist. Was nicht einfach war, denn es handelt sich um eine misogyne Sekte, in der Frauen nur eine religiöse Schulausbildung bekommen, auf Kinderkriegen und Kochen reduziert werden.

Aber bereits „Unorthodox“ war ja kein unversöhnliches Buch gewesen. Feldman hatte darin ihre Kindheit beschrieben und die religiöse Radikalität der Satmarer Juden zu verstehen versucht. Ihre fundamentalistische Religiosität sei Folge eines Traumas. Weil die Juden sich assimiliert haben, so glauben sie, wurden sie von Gott mit dem Holocaust bestraft. Nur wenn sie sich an noch strengere religiöse Regeln halten, könne ein neuerlicher Holocaust vermieden werden. Eine Erklärung, die nichts daran ändert, dass Feldman die archaische Lebensweise der Chassiden ablehnt und die liberale amerikanische Gesellschaft dafür kritisiert, dass sie eine solch frauenfeindliche Religionen toleriert.

Flucht nach Europa

„Überbitten“ beginnt, wo „Unorthodox“ endet, mit der Zeit, in der Deborah Feldman beschloss, aus der Sekte zu fliehen. Sie erzählt von der aufwendigen Planung der Flucht. Und sie beschreibt die Jahre, die sie in New York bleiben musste, weil sie sich wegen des geteilten Sorgerechts für ihren Sohn immer mit dem Vater, der in Williamsburg geblieben war, über einen Wohnort einigen musste. Lange lebte sie in der Angst, dass die Flucht scheitern würde, insbesondere als ihr das Geld ausging. Erst als „Unorthodox“ zum Bestseller wurde, ändert sich das. Feldman beginnt, auf den Spuren ihrer Großeltern nach Europa zu reisen, wo sie feststellt, dass die USA ihr aufgrund ihrer Lebensgeschichte eigentlich fremd sind. Und sie erzählt, wie sie am Ende den Wunsch hat, nach Berlin zu ziehen, wo sie seit 2014 mit ihrem Sohn lebt.

Wie „Unorthodox“ ist „Überbitten“ eine Mischung aus spannender autobiografischer Erzählung und kluger Reflexion des Erlebten und Erfahrenen. Es geht um den Bruch mit dem Ursprung der Familie, den jeder – wenn auch nicht so extrem – kennt. Aber es geht auch um das „Überbitten“, die Versöhnung mit diesem Ursprung. „Es dauerte eine Weile“, schreibt Feldman zu Beginn, „bis ich verstand, dass jegliches Abhacken vom Wurzelballen mit dem Ziel, diejenigen Teile meiner Identität abzusondern, von denen ich mich befreien wollte, mehr Schaden anrichtete, als Gutes bewirkte.“

Deborah Feldman: Überbitten. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Christian Ruzicka. Seccession Verlag. 704 Seiten, 28 Euro.

Meine Buchtipps

Helke Stadelmeier

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Helke Stadelmeier vom Vaihinger Buchladen in Stuttgart.

Erfolgstitel der Woche

Stephan Orth: Couchsurfing in Russland
Julie von Kessel: Altenstein

Neuerscheinung der Saison

Toni Morrison: Gott, hilf dem Kind

Mein Lieblingsbuch

Jean-Luc Seigle: Ich schreibe Ihnen im Dunkeln

Seigle erzählt eindringlich seine Version des Lebens von Pauline Dubouison, die 1950 des Mordes schuldig gesprochen wurde.

Innerer Kindesmissbrauch

Markus Reiter



Bestseller-Test Unser Kolumnist lässt sich in seiner Buchkritik von seinem Schattenkind leiten.

rie angelegt ist: Man findet in jeder Kindheit irgendetwas, um jede denkbare seelische Verfassung zu erklären. Was will man gegen Sätze sagen wie: „Essen, Alkohol trinken, Rauchen, Drogen- und Tablettenkonsum trösten das Schattenkind, das sich nach Schutz, Geborgenheit, Entspannung und Belohnung sehnt“ oder „Flucht und Rückzug sind beliebte Schutzstrategien, wenn man einer Konfrontation, der man sich nicht gewachsen fühlt, aus dem Weg gehen will“? In solchen Allgemeinplätzen kann sich jeder wiederfinden. Frau Stahl könnte meine Kritik locker wegargumentieren: Als Kind habe ich womöglich nicht genug Aufmerksamkeit bekommen, was mein „Schattenkind“ durch hämische Bestsellerkolonnen kompensiert.

Deshalb gehe ich dazu über, mein inneres Sonnenkind strahlen zu lassen – gemäß Stahls Rat: „Übe dich in Wohlwollen!“ Der Berliner Historiker Leonhard Horowski hat ein wunderbares Buch über das „Europa der Könige“ (Spiegel-Hardcover-Bestseller Platz 38, Rowohlt, 1122 Seiten, 39,95 Euro) vorgelegt. Horowski erzählt (und das ist wörtlich gemeint) von den Machtspielen an den euro-

päischen Königs- und Herrscherhöfen des 17. und 18. Jahrhunderts von Spanien bis Russland. Er tut das mit einem Witz, einer Ironie, einem souveränen Urteil und einer Verve wie man das bei einem deutschen Geschichtswissenschaftler seit Golo Mann nicht mehr gelesen hat.

Wer aus seinem Geschichtsunterricht in Erinnerung hatte, wie langweilig es war zu lernen, wer damals aus welcher Herrscherfamilie in welches regierende Haus einheiratete, lernt die Verwicklungen mit neuem Auge zu sehen. Denn, so legt der Autor überzeugend dar, im Ancien Régime war Heiratspolitik Kern der Politik. Jeder, der Machtpolitik betreiben oder verstehen wollte, musste in Genealogie firm sein. Das „tu felix Austria nube“ der Habsburger galt in Wahrheit für sämtliche Herrscherfamilien und den Adel bis zum kleinsten Landjunkker. Horowski verleugnet seine eigenen modernen Maßstäbe nicht, aber er bemüht sich, den damaligen Akteuren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem er sie an den Maßstäben ihrer Zeit misst. Nur so versteht man, warum sich am Hofe Ludwigs XIV. die Ehefrauen des Hochadels ein Bein ausrissen, um das Privileg zu erhalten, in Gegenwart der Königin auf einem Hocker sitzen zu dürfen. Und man sieht Georg II., den Hannoveraner auf dem englischen Thron, mit mehr Verständnis als die britischen Historiker, die ihn noch heute als tumblenden Deutschen hinstellen.

Eines wird nach „Das Europa der Könige“ zudem deutlich: An den Höfen des 17. und 18. Jahrhunderts waren so viele Kindheitstraumata versammelt, dass man von einer „Epoche der Schattenkinder“ sprechen könnte. Hätten die alle ihre „innere Heimat“ gefunden – die Weltgeschichte hätte einen deutlich sonnigeren Verlauf nehmen können.